

Der Graphiker Walter Eglin

Autor(en): **Klaus, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **60 (1995)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860199>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER GRAPHIKER WALTER EGLIN

Von *Gottfried Klaus*

Vorbemerkung

Manchmal ist einem die Göttin Fortuna wirklich günstig gewogen: Als ich im Laufe des Februars einen Stoss alter Zeitschriften aus dem Nachlass meines Vaters durchstöberte, stiess ich auf die «Schreibmappe 1941» der Genossenschaftsdruckerei Olten. Das besondere an diesem Ephemerica war, dass Titelbild und sämtliche Illustrationen der Textbeiträge sowie die Titeleien vom Künstler und Graphiker Walter Eglin aus Känerkinden geschaffen worden sind. Die gleich zu Beginn der Schreibmappe abgedruckte Würdigung durch den Oltner Gottfried Klaus wird diesseits des Juras kaum bekannt sein. Deshalb habe ich mich entschlossen, diesen Text hier aus aktuellem Anlass zugänglich zu machen. Wir müssen allerdings auf die Wiedergabe aller im Text erwähnten Werke verzichten. Dies dürfte kaum schlimm sein, da viele von Eglins Arbeiten auch in früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift (oft auch auf dem Titelbild) publiziert worden sind oder von anderen Publikationen (z. B. «Sagen aus Basel-land», 1937) bekannt sind.

Der aktuelle Anlass für die Veröffentlichung dieses Beitrages ist der 100. Geburtstag von Walter Eglin am 10. März 1995. Auf dieses Datum hin hat die Gemeinde Känerkinden für 70 000 Franken eine ständige Ausstellung von Werken des Künstlers im alten Gemeindehaus einrichten lassen. Damit ehrt die Gemeinde einen Mann, der zeitlebens mit diesem Dorf verbunden blieb, obwohl er ab 1941 im benachbarten Diegten lebte und wirkte, da er für sich dort ein grösseres Atelier einrichten konnte.

Im Känerkinder «Eglin-Museum» sieht man auch Arbeiten, die erst nach der 1940 erfolgten Niederschrift des Beitrages von Gottfried Klaus entstanden sind. Klaus erwähnt noch den Gewinn des Wettbewerbes für das grosse Mosaik am Kollegiengebäude der Universität Basel, an dem er bis 1946 arbeiten wird. Dieses Wandbild von fast 30 m Länge machte ihn auch international berühmt. So wurde er eingeladen, in der Gedächtniskirche zu Worms das Mosaik «Luther vor dem Reichstag» zu gestalten. Auch vom Kanton Basel-Landschaft, von Gemeinden und von Privaten erhielt er jetzt Aufträge für Mosaiken und Sgraffiti. Daneben entstanden auch weiterhin Holzschnitte, und er gestaltete auch Glasfenster für verschiedene Baselbieter Kirchen. Walter Eglin starb 1966 im Alter von 71 Jahren. (Vgl. auch: Bloch Peter André, Walter Eglins Beziehungen zu Olten, in: Oltner Neujahrsblätter 48, 1990, 81–83). W.



Im obern Baselbiet ist der Graphiker Walter Eglin daheim, dort, wo hinter der Brandungskette des Juras dieser seine Wellenform verliert und in die weithin streichenden Flächen des Tafel-

juras übergeht. Eine Landschaft eigener Form wurde hier geschaffen. Die weichen Mulden und Hügel der Felder und Wiesen werden von steil eingesägten Tälern unterbrochen, durch die Wasser, Strassen und Bahnen nordwärts der grossen Stadt entgegenseilen. Im Frühling liegt über ihr der weisse, zaubrische Traum der blühenden Kirschbäume. Der Sommer hängt in die Bäume eine solche rote und schwarze Last, dass man fast nicht anders kann als hineingreifen. Der Herbst lässt die Rauchsäulen der Muttfeuer in den kühlen Himmel steigen, und das Land atmet eine unendliche Ruhe, die weil der Lärm unserer Welt durch die engen Talgräben abzieht. Der Winter aber bringt wochenlang warme Sonnentage, während wir in den grauen Niederungen im Nebel ertrinken.

Wenn man sich zu Walter Eglin begeben will, so steigt man aus dem kleinen Züglein, das von Olten her rauchend den Hauenstein auf- und abfährt, gleich hinter dem letzten Tunnel aus, trabt bergunter in das an der grossen Landstrasse liegende Buckten, läuft um eine kleine warme Felsennase, steigt jenseits wieder hinauf und kommt in ein hochgiebliges neues Dorf. Das ist Känerkinden. Beim letzten Bauernhaus linkerhand klopft man an. Hier haust Walter Eglin mitten unter seinen Baselbieterbauern.

Er selber ist, rein äusserlich betrachtet, ja auch kaum von einem Bauern zu unterscheiden. Alle die sichtbaren Merkmale, die nach der herkömmlichen Auffassung den Künstler kennzeichnen, die fehlen ihm. Klein, hager und sehnig steht er vor einem. Seine äussere Aufmachung ist wie die irgend eines der hunderttausend Unbesondern unseres Volkes. Man kann sich diese Gestalt weit besser vorstellen mit knallen-

der Peitsche hinter einem Pferdefuhrwerk, mit dem Pfluge eine Ackerfurche ziehend, oder mit der mähenden Sense durch das volle Gras gretschend, als mit dem feinen Schneide- und Ritzwerkzeug des Holzschneiders und Radierers.

Das, was aber hinter diesem unscheinbarsten Äussern steckt, das merkt man langsam Stück für Stück, wenn man mit dem Künstler ins Gespräch kommt und ihn erzählen hört.

Er ist in Känerkinden aufgewachsen. Er kam ins Welschland zu einem Bauern, kehrt nach zwei Jahren zurück und half als Geometergehilfe Baselbieter Gemeinden ausmessen. Seine Angehörigen hätten gerne einen Lehrer aus ihm gemacht. Er aber wollte nicht.

Der Grenzdienst 1914/18 frass wie bei so vielen Gleichaltrigen ganze Jahre. Er landete in der Heerespolizei. Die Kameraden von damals wurden in den Zolldienst und in die baselstädtische Polizei übernommen. Ihn aber wollte man nicht, er sei zu klein.

Aber all das in verschiedenen Berufen Tätigsein war kein blosses Suchen und Tasten. In ihm stand unerschütterlich der Entschluss fest, Künstler zu werden. Er zeichnete für sich. Als Sechszwanzigjähriger hatte er endlich so viel gespart, dass er den grossen Schritt wagen konnte: den Eintritt in die Kunstschulen. Zwei, drei Monate blieb er in Karlsruhe. Gemeinsam mit andern Schweizern, unter denen sich auch der Zürcher Heinrich Angst befand, zog er nach Stuttgart an die Kunstakademie. Hier blieb er volle fünf Jahre. Er arbeitete sich mit einer unerbittlichen Verbissenheit durch alle Kunstismen, um zu sehen, was dahinter steckt. Hier legte er den Grundstock zu

seiner grossen Beherrschung der technischen Mittel.

Einunddreissigjährig kam er wieder heim nach Känerkinden. Hier fing er an, selbständig und nur auf sich selbst gestellt zu arbeiten. Zwischenhinein musste er sich aber immer wieder handwerklichen Verdienstarbeiten zuwenden. Mit fünfunddreissig Jahren brach er seine letzten Hilfsbrücken hinter sich ab, um fortan nur noch seiner Kunst zu leben.

Walter Eglin bezeichnet sich als Durch- und-Durchromantiker und reiht sich ein in die nicht nach äussern Vorbildern, sondern aus dem eigenen Innern schaffenden Künstler wie Arnold Böcklin und Albert Welti. Diese Formulierung überrascht im ersten Augenblick, denn sie steht im Widerspruch zu mancher Arbeit Eglins, die derbrealistische Züge aufweist, man denke nur an seinen grossen Holzschnitt «Der Trinker». Und doch ist sie richtig. Wenn man weiss, dass Eglin nicht nach der Natur arbeitet, sondern aus sich heraus schöpft, was vorher in ihm eingegangen und in seinem Innern im Verlaufe der Zeit umgeformt und anders geworden ist, und wenn man zu seiner Beurteilung nicht auf einige wenige Arbeiten abstellt, sondern zu diesem Beginn eine Vielzahl von Blättern heranzieht, dann stimmt man dieser Charakterisierung zu.

Man darf freilich bei dieser Bezeichnung nicht an kleine und behutsamste Dinge, nicht an ein Arbeiten in der Art der Miniaturen denken. Eglin liebt die kleinformatigen Aufträge nicht. Ihm liegt der auch äusserlich grosse Umfang besser. Es ist ihm beim kleinen Format, wie wenn er sich körperlich zusammenkauern müsste. So wie er im Gehen gern grosse Schritte macht, so packt er ebenso seine künstlerische

Arbeit gross an und geht auch hier mit grossen Tritten. Seine Holzschnitte finden wie daher auf immer grösser werdenden Brettern, und wenn er sich an einen Porträtauftrag macht, so führt er ihn, wenn man ihm nicht dreinpfuscht, gleich lebensgross aus.

Man darf diese Bezeichnung als Romantiker aber auch nicht als eine Flucht in Traum und Versonnensein auffassen, denn in ihm lebt eine handwerkliche Lust zur Arbeit in des Ausdruckes wortwörtlichster Bedeutung. Er will nicht nur mit dem Kopfe werken, sondern seine Hände, ja sein Körper wollen auch ihren Teil daran haben. Dies ist wohl auch der innerste Grund, warum Walter Eglin nicht so sehr Maler, sondern vor allem Graphiker und unter den Graphikern vor allem Holzschneider ist. Das Malen und Zeichnen befriedigt seine Körperempfindungen zu wenig. Wie beim Bauern und beim Handwerker der ganzen Körper mitarbeitet, so lebt auch in Walter Eglin dieses physische Lustbedürfnis, das sich austoben kann, wenn er in das Holz einhaut, dass die Späne fliegen. Diese Empfindung liess ihn bei den Holzschnitten nicht stehen. Sie fanden ihre Fortläufer in den Schnitzereien, die sich jenen beigesellten.

Diesen selben Wesenszug finden wir in seinen Mosaikarbeiten. Einmal liegt ihm diese Technik, weil sie keine Kleinigkeiten duldet, sondern nur das Grosse und Wichtige beachten lässt. Zum andern beansprucht sie nicht nur Hirn und Hand, sondern, sofern man nicht nur die Erstellung des Entwurfes besorgt, sondern die Mosaiksteine auch selber setzt, die ganze Muskelmaschine. Aber Eglin begnügt sich auch damit noch nicht. Zur Zeit ist er darin, die zu seinem grossen Mosaikbilde in der Eingangshalle des neuen Kollegien-



Mädchenbildnis

gebäudes zu Basel notwendigen Mosaiksteine samt und sonders selber aus dem Rohmaterial zu brechen und auf die notwendige Grösse zurechtzuklopfen. Wer es je schon einmal versucht hat, aus einem Stein Würfel von anderthalb bis zwei Zentimeter Kantenlänge herauszuhauen, der kann es ermessen, was es schon rein physisch bedeutet, zu Tausenden solche Steinwürfel zu erklopfen, gar nicht zu reden von den Hammerschlägen, die anstatt auf das Gestein, auf die es umfassenden Finger sausen, oder von den Splittern, die einem ins Gesicht fliegen.

Aber auch damit ist noch nicht alles erwähnt. Da die Mosaikfabriken Walter Eglin keine Mosaikwürfel zur Verfügung stellten, weil sie die Ausführung der Mosaikentwürfe sich selber vorbehalten wollen, war Eglin gezwungen, nicht nur diese Mosaikwürfel selber zu schlagen, sondern sich auch das Rohmaterial hiezu selber zu beschaffen. Er entschloss sich daher, das schon erwähnte Wandbild im neuen Basler Kollegengebäude nicht im allgemein üblichen Marmor auszuführen, sondern in den einheimischen Gesteinen, wie sie in unserer Landschaft zu finden sind. Diese Farbensteine aus unserer Gegend konnte ihm aber niemand liefern, denn bei uns beurteilte man bis anhin die Gesteine allgemein nur nach ihrer innern Beschaffenheit, um zu wissen, ob sie zu Bauzwecken oder zu industriellen Aufgaben sich eignen, nicht aber nach ihrer Farbigkeit. Er musste also selber auf die Suche gehen und sich zum Steinkenner entwickeln. Das tat er und wie! Ein zünftiger Geologe kann vor Neid blass werden, wenn er ihn sprechen hört, wo diese weissen, gelben, grünen, blauen und schwarzen Steine aller Schattierungen in unserem Jura greifbar liegen. Er wird aber seine

Augen noch weiter aufsperrern, wenn ihm Eglin Gesteine vorlegt, von deren Vorkommen in unserer Juralandschaft selbst Fachleute keine Ahnung hatten, wie etwa – Lava. Unser aus einer äusseren Notlage zum Geologen gewordenen Künstler findet sie in einer gestreckt von Norden nach Süden laufenden Linie in die Juranagelfluh eingebettet. Sie stammt aus dem neunzig Kilometer entfernten, nordwestlich von Freiburg im Breisgau stehenden Kaiserstuhle, dessen schon längst erloschene Vulkanrinne an die vierhundert Meter aus der Rheinebene emporragt. Von dort wurden diese Lavastücke vom unermüdlich abnagenden und wegtragenden Wasser zu uns verschleppt, lange bevor unsere heutigen schweizerischen Gebirge sich formten.

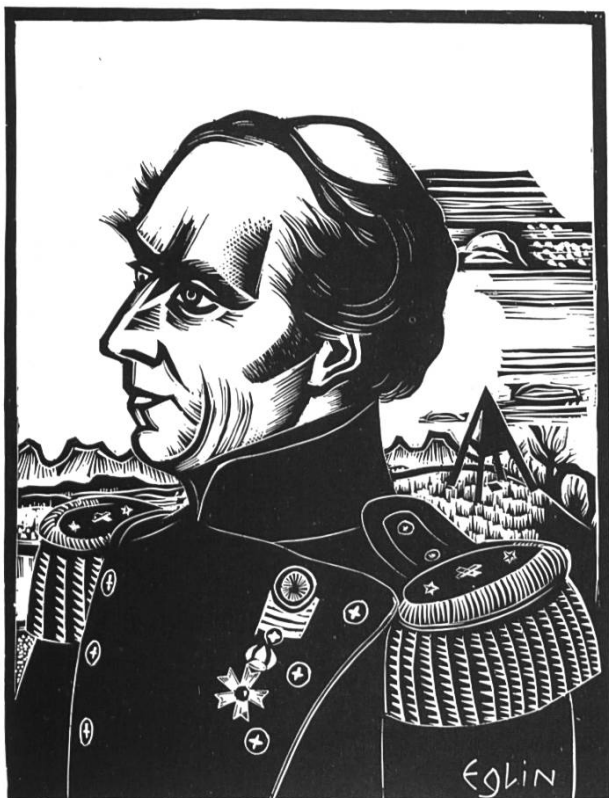
Diese Handbegabung ist es, die ihn heisst, sich in Techniken auszudrücken, die er nicht erlernt hat, die er somit aus sich selber erwerben musste. Die Mosaikkunst gehört hieher, hat er doch nie ein grosses, echtes Stück römischen Mosaiks weder sehen noch studieren können. In den gleichen Zusammenhang der Dinge gehört es, wenn er plötzlich, weil ihm ein in einer Tonwarenfabrik beschäftigter Jugendfreund einen mächtigen Klumpen Töpferton schenkte, grosse Ziertöpfe zu formen beginnt, um sie nachher zu bemalen. In eine Töpferei hat er zwar noch nie geguckt. Das Wiemachtmans ist ihm unbekannt. Er weiss aber irgendwoher, dass man sich hiezu einer drehbaren Scheibe bedient. Eine solche hat er freilich nicht. Aber der feuchte Ton lässt ihm keine Ruhe. Da packt er das Rad seines Schiebkarrens und dreht darauf seine eigenen Töpfe, denen man es heute nicht ansieht, wie eigenwillig sie entstanden.

Dieser innere Handwerkerzwang hin-



Wettertanne

dert ihn aber nicht, mit flinkem Stifte die sichtbaren, aber rasch entfliehenden Erscheinungen unserer Welt einzufangen. Als er sich während der französischen Kolonialausstellung zwei Monate in Paris aufhielt, zeichnete er wie ein Besessener. Es ist nur schade, dass diese Arbeiten nicht mehr vorhanden sind. Diese Zeichnungen wurden von einer Familienangehörigen, die während einer Abwesenheit seine Wohnung besorgte, im Zuge des allgemeinen Aufräumens verbrannt, da sie diese «Kritzeleien» als wertlos erachtete. Eglin bedauert es, wirtschaftlicher Erwägungen wegen nicht mehr reisen zu können. «Da fliegen die Eindrücke im Übermass her!» ruft er aus. «Da kann man loshauen! Man hat schier zu wenig Beine, um überall hinzurennen! Man hat viel zu wenig Hände, um festzuhalten, was man sieht!»

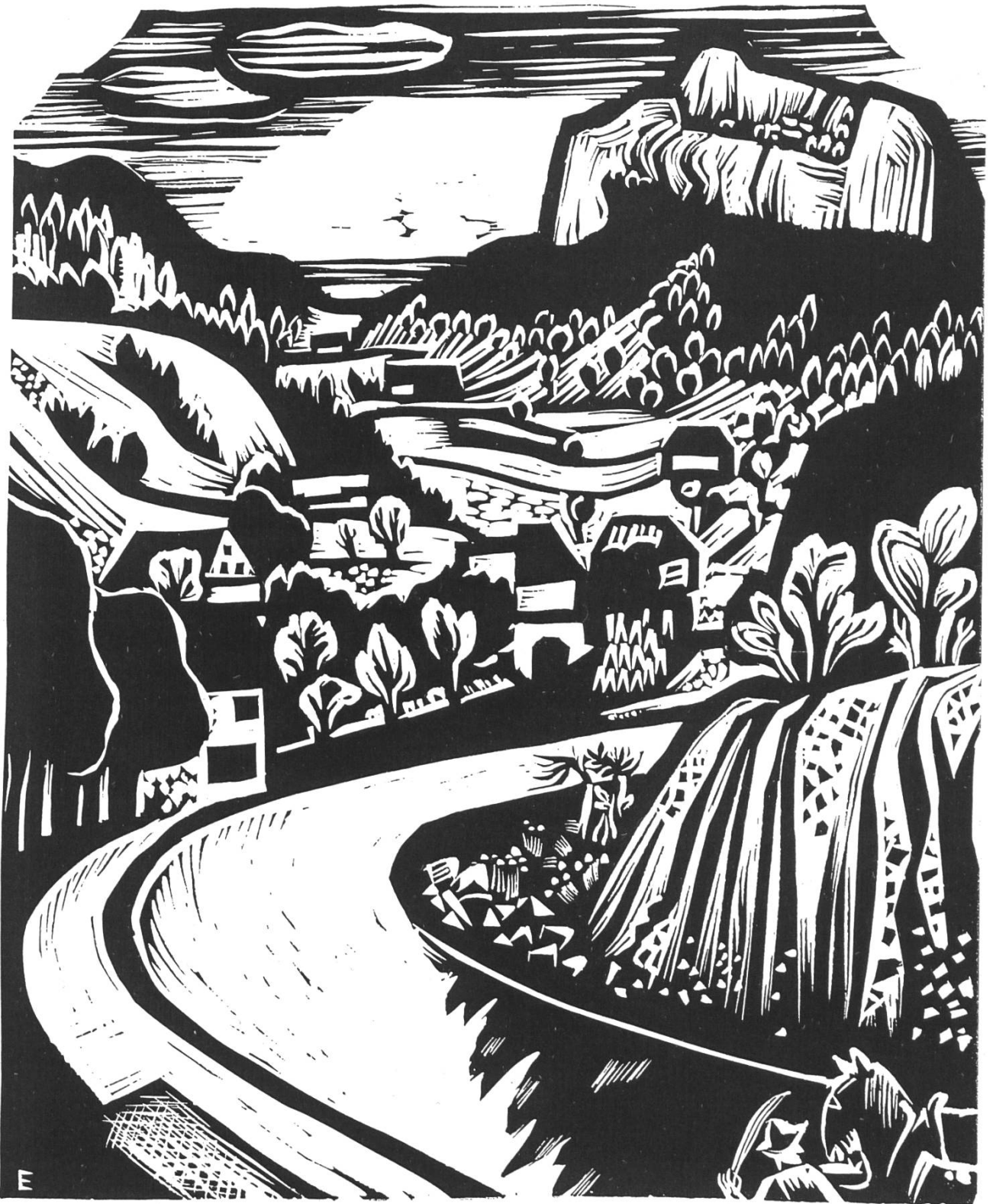


General Henri Dufour

Wenden wir uns nun diesen Arbeiten zu, von denen wir in dieser Mappe eine grosse Reihe publizieren. Zum Teil handelt es sich um Schöpfungen, die schon vor Jahren entstanden, zum Teil sind es Bilder, die für unsere vorliegende Mappe besonders geschaffen wurden. Ihnen allen gemeinsam ist die grosse, geschlossene, in die Entfernung greifende Wirkung. Man spürt es mit allen Nerven, dass hier ein Künstlertalent am Werke ist, das der Wucht und der Monumentalität verfallen ist.

Man sieht das vielleicht am deutlichsten bei den Porträts. Unerbittlich ordnen sich bei diesen Köpfen die Kleinigkeiten der Hauptidee unter. Beim Dufourbild, um nur ein Beispiel zu nennen, erfüllen die Uniform und die Landschaft mit dem Vermessungssignal dieselben Funktionen. Sie versinnbildlichen die Lebensarbeit des grossen Genfers. Sie stellen die militärische und die kulturelle Seite des Mannes dar, der nicht nur dem Lande in schwerer Stunde als erfolgreicher Soldat diente, sondern der ihm noch mehr gab durch seine friedliche und weniger dem lärmenden Ruhme unterworfenen Geometerarbeit, mit der er in dreissigjährigem Bemühen die erste wirklich grosse Landkarte der Schweiz schuf, die noch heute seinen Namen trägt und die ein Werk von wahrhaft grossem geistigen Format damals war und es auch heute noch ist.

Nicht weniger findet sich dieses Streben nach dem grossen Zug in den Landschaften. Wie drängt in unserem Hauensteinbild alles auf das Hauptmoment hin: auf die Passlücke und auf die Strasse, die über jene hinzieht! Oder beim Oltner Bild: Wie steht da die grosse Verkehrsstrasse mit ihren eilenden Menschen und Fahrzeugen beherrschend in der Bildmitte! Sie umbrandet



Landschaft am untern Hauenstein



Die Reifensteinkutsche (aus dem Baselbieter Sagenbuch)



Bauernfasnacht

die kleine Stadt mit ihren Türmen gleich Wasserfluten, die eine Insel umfassen.

Brüder gleichen Blutes sind Eglins Illustrationen. Wir greifen zwei Beispiele aus dem vom Lehrerverein Baselland herausgegebenen Sagenbuche heraus, dessen künstlerischen Schmuck Walter Eglin besorgte. Das Ziegenbild zeigt einen jungen, aus dem vordern Frenkental heimkehrenden Liedertwiler, dem in einer spukigen Mondnacht eine überlebensgrosse Ziege über den Weg rennt. Die himmelanstürmende Hochzeitskutsche erzählt das glückliche Schicksal des Reifensteiner Ritters und seines Edelfräuleins, die – wie der Volksmund es wahrhaben will – auch heute noch, wenn die sommerlichen Wolkentürme über den irdischen Gefilden stehen, im sechsspännigen Wagen zwischen diesen Gewitterwolken lustwandelnd fahren.

Dass aber Walter Eglin auch in sich versunken in innigen Tönen erzählen kann, zeigen seine romantischen Gestaltungen wie «Am Abend», wie der «Sonntagmorgen» und das «Froschparadies», wo Reh und Fuchs und Igel, wo Frosch und Schmetterling, Blume, Baum und Wald und Sie und Er im intimen Du oh Du in einer frühlingvollen Welt leben.

Das Werk Eglins setzte sich durch. Es fand Anerkennung. Schon zu seiner Stuttgarter Zeit gelang es ihm, bei einem Akademikerwettbewerb von den zehn ausgesetzten Preisen gleichzeitig deren drei zu erringen, denen sich noch zwei Ehrenmeldungen zugesellten.

Im Goethejahr 1932 veranstaltete der Verein deutscher Buchkünstler unter Mitwirkung der Organisation der Buchhändler und des Buchgewerbes in Leipzig eine Ausstellung über Goethe in der Buchkunst. Die Ausstellungslei-

tung lud hundert Künstler aus neunzehn europäischen und aussereuropäischen Ländern ein, zu einer Szene des «Faust» ein graphisches Blatt, eine Zeichnung oder ein Aquarell zu schaffen. Unter den acht Schweizern, die man hiezuhin aufforderte, befand sich auch Walter Eglin, ein Beweis, wie sein Name unter den Leuten vom Fach bereits damals zur hohen Qualität gerechnet wurde. Eglin schuf zum Holzhauer-sprechchor (Faust II, 1. Akt: Kaiserliche Pfalz) eine packende, derbe Holzhauergruppe. Der Text: «Nur Platz! Nur Blösse! Wir brauchen Räume, wir fällen Bäume, die krachend schlagen. Und wenn wir tragen, da gibt es Stösse. Zu unserem Lobe bringt dies in Reine;» dieser Text und die figürliche Komposition verband sich zu einer solch wirkungsvollen Einheit, dass die Ausstellungsleitung sich entschloss, das Blatt in ihrem Katalog wiederzugeben.

Eglin beteiligte sich kurz Zeit später am schweizerischen Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen zu neuen Briefmarken. An die vierhundert Bewerber machten mit. Eglins Entwurf erhielt den dritten Preis.

Der grösste und für die Aussenstehenden überraschendste Erfolg wurde unserem Künstler aber vor zwei Jahren in Basel zu Teil. Der baselstädtische Kunstkredit für 1938 hatte einen Wettbewerb ausgeschrieben für ein in Fresko- oder Mosaiktechnik auszuführendes Wandbild in der Eingangshalle des neuen Kollegiengebäudes der Basler Universität. Es gingen 48 Entwürfe ein. Der erste Preis mit dem Ausführungsauftrag wurde Walter Eglin zugesprochen. Die Bedeutung dieser Leistung wird einem noch eindringlicher ins Bewusstsein gehämmert, wenn man weiss, dass an diesem Wettbewerb sich Leute von schweizerischem Ruf betei-



Sonntagmorgen



Froschparadies

gen wie Burkhard Mangold, Paul Burckhardt, A. H. Pellegrini, Ernst Buchner, Niklaus Stöcklin, Karl Hindenlang usw. Dieser Erfolg blendete ihn aber nicht. Bescheiden, wie ihn nun einmal das Leben geformt hat, band er die auf ihn einbrechenden Glückwünsche zurück mit der Bemerkung, dieses Ergebnis könne er nur dadurch erklären, dass seine Kollegen diesmal hinter ihrer üblichen Leistung zurückgeblieben seien.

Abschliessend hätten wir gerne eine Zusammenstellung über die Gesamtheit der bisherigen Arbeiten Walter

Eglins gebracht. Dieses Unterfangen erwies sich aber als undurchführbar, denn der einzige, der Auskunft geben könnte – der Künstler selber – weiss es nicht mehr. Er kann sich nicht an all das erinnern, was seine Hände schufen. Er weiss auch nicht, wohin diese Blätter alle geflogen sind. Ihm genügt es, zu wissen, dass sie Freunde fanden. Er ist zu vergleichen mit einem Apfelbaum, der seine Früchte reifen lässt, ohne sich zu sehr um deren weiteres Schicksal zu kümmern, denn dessen ist er gewiss: Liebhaber werden sie auf alle Fälle finden.